

Reinhart Kögerler

Der Wissenschaftler – ein Zoon politikon

Das Thema ist die politische Rolle der Wissenschaftler. Diese ist aber nicht zu trennen von der Funktion der Wissenschaften in einer modernen Gesellschaft. Zu beiden möchte ich eine Bemerkung machen.

1. Unter allen Funktionssystemen, die unsere moderne Gesellschaft konstituieren, ist es das wissenschaftlich-technische, welches am stärksten Veränderungen der Gesellschaft als Ganze induziert hat. In der Tat waren es häufig neue wissenschaftliche Ergebnisse, daraus abgeleitete Techniken oder dadurch generierte Überzeugungen, die die Anstöße zu besonders folgenschweren gesellschaftlichen Umbrüchen geliefert haben. Das trifft nicht nur auf die Naturwissenschaften, die technischen Disziplinen und die Medizin zu (man denke etwa an die gesellschaftliche Auswirkung der neuen Kommunikations- oder Verkehrstechniken, oder an die Folgen der Verlängerung der Lebenserwartungen der Menschen durch Erkenntnisfortschritte in der Medizin), sondern auch – zwar in anderer aber nicht weniger nachhaltiger Weise – auf geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen (alle Fortschritte auf dem Weg der Demokratisierung waren durch neue philosophische bzw. soziologische Ansätze inspiriert; man denke aber auch an die Umbrüche durch die Entwicklungen des Rechts-Verständnisses).

Da die Auswirkungen von neuen Erkenntnissen im Zuge des Fortschritts der Wissenschaften immer umfassender, ja sogar bedrohlich werden, sie immer mehr Lebensbereiche des Menschen durchdringen und damit bestimmen, erzwingt dieser Fortschritt selbst eine Handlungsgemeinschaft von Wissenschaft und Gesellschaft, deren zentrale Aufgabe darin besteht, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt in gesellschaftliche Entwicklung zu transformieren. Nur dadurch kann verhindert werden, dass die Menschen zu bloßen Duldern oder Konsumenten der neu eröffneten Handlungsmöglichkeiten entmündigt werden, dass die Gesellschaft sich passiv von neuen Entwicklungen mitreißen lässt. Eine solche Handlungsgemeinschaft ist umso notwendiger, je mehr die Gesellschaft in quasi-autonome Funktionssysteme ausdifferenziert. Zu ihrem Funktionieren ist zweierlei Voraussetzung:

Einmal eine entsprechende Aufmerksamkeit der Gesellschaft (insbesondere der Politik) für das Geschehen in den Wissenschaften; das bedeutet insbesondere, weil es ja vielfach nicht so sehr auf einzelne Ergebnisse ankommt sondern auf sich andeutende Entwicklungslinien und abschätzbare Auswirkungen, wache Auseinandersetzung und nicht bloße Rezeption.

Zum anderen aber braucht es die Bereitschaft der Wissenschaftler, ihre richtige Rolle in der Handlungsgemeinschaft zu finden. Diese geht nämlich weit über die des (fallweise gerufenen) Sachexperten, des Politikberaters, des Ezzes-Gebers oder auch des Popularisierers hinaus.

Welches ist nun diese Rolle?

Sie ergibt sich, so meine ich, aus den genuinen Fähigkeiten der Wissenschaftler, jenen, die nur sie repräsentieren und die nur sie fruchtbar einbringen können. Konkret bedeutet das, dass die Wissenschaftler in den Kommunikationsprozeß vor allem dasjenige Wissen einbringen müssen, was nicht ad hoc anlernbar, abrufbar bzw. umsetzbar ist, also

dasjenige, zu dessen Beherrschung man eine ganze Disziplin studierend durchdrungen und in ihr gearbeitet haben muß. Es handelt sich dabei um die Fähigkeiten

- zur Bewertung der inneren Dynamik einer Disziplin bzw. der zu erwartenden Ergebnisse,
- zur Abschätzung, wie weit ein theoretisches Modell von der Wirklichkeit entfernt ist,
- zur Bewertung der Qualität bzw. Relevanz einzelner wissenschaftlicher Erkenntnisse etc.

Alle diese Fähigkeiten sind außerhalb der Wissenschaften, insbesondere im Bereich der Politik, nicht (systematisch) vorhanden, sind aber für die Lösung der gemeinsam aufgegebenen Probleme von entscheidender Bedeutung. Es genügt also nicht für den Wissenschaftler, die Ergebnisse seiner Disziplin zu popularisieren (das ist auch wichtig!), sondern es sollte gelingen, die Forschungsergebnisse und „Forschungsprozesse mit der Lebenspraxis der Menschen in Beziehung zu setzen“ (P. Glotz).

Natürlich besteht dabei die Gefahr der Vereinnahmung durch gesellschaftliche Erwartungshaltungen oder modische (pseudophilosophische) Trends (man denke an die Debatte um Gentechnik oder Kernenergie). Dieser Versuchung gilt es zu widerstehen – aber argumentativ und offensiv, auch lernend, nicht defensiv oder gar resignativ.

2. Meine zweite Überlegung bezieht sich auf die Funktion der Wissenschaft für die Gesellschaft.

Es ist, glaube ich, unbestritten, dass beim Aufblühen der Wissenschaften im Gefolge der Aufklärung ein methodischer Prozess besonders bedeutsam (auch im Sinn einer positiven Rückkopplung) war, den man am ehesten mit dem Wort „Verwissenschaftlichung“ bezeichnen kann. Gemeint ist das Bestreben, immer mehr Phänomenbereiche mittels jener wissenschaftlichen Standards oder Methoden zu durchdringen, welche vor allem von den Naturwissenschaften verwirklicht werden. Im einzelnen bedeutet das die Betonung von

- Analyse (im Sinne der Zerlegung von komplizierten, unüberschaubaren Phänomenen in verstehbare Einzelelemente),
- Axiomatisierung,
- Mathematisierung (d.h. die Konstruktion eines konsistenten mathematischen Begriffsinstrumentariums zur Beschreibung),
- Begriffsklärung,
- Verknüpfung mit reproduzierbarer Erfahrung etc.

Und es kann kein Zweifel daran bestehen, dass diese Grundtendenz des modernen Denkens nicht nur die etablierten Wissenschaften enorm weitergebracht sondern auch die Herausbildung vieler neuer Wissenschaftsdisziplinen befördert hat. Es hat aber, so scheint mir, diese ungeheure Erfolgsgeschichte der „Verwissenschaftlichung“ zu einer gewissen Hybris, oder zumindest zu einer Art Selbstgenügsamkeit der Wissenschaftler geführt, die darin besteht, dass nur mehr das (mit der skizzierten Methode) wissenschaftlich Traktierbare als wichtig erachtet, alles andere geflissentlich übersehen oder sogar als unseriös, als Wischi-Waschi-Thema missachtet wird.

Wer kennt sie nicht, die Haltung des stoischen Gleichmuts bzw. des demonstrativen Desinteresses vieler (oft gerade der besonders guten) Wissenschaftler gegenüber den außerhalb der eigenen Disziplin liegenden Fragen, oder – die Kehrseite derselben Medaille! – die Attitüde des besserwisserischen Kommentators von außen, der –

besonders in politischen Fragen – alle praktikablen inhaltlichen Konzepte unter Verweis auf theoretische Grundprinzipien kritisiert oder gar lächerlich macht, aber selber keine taugliche Lösung anbietet? Solche Haltungen reduzieren, wie man leicht versteht, den Einfluss der Wissenschaftler im gesellschaftlichen Diskurs erheblich.

Damit ist es aber nicht abgetan. Die Gefahr liegt tiefer und betrifft die zentrale aufklärerische Funktion der Wissenschaften selbst. Wenn nämlich die geschilderte Tendenz zur Verwissenschaftlichung bzw. die damit verknüpften innerwissenschaftlichen Tugenden einen absoluten Charakter annehmen, wenn der wissenschaftliche Comment dazu führt, dass immer mehr Analyse und immer weniger Entwurf geleistet wird, dann wird das, so fürchte ich, einhergehen mit einem Verlust jener inspirativen Kraft, die gute Wissenschaft immer auf die Menschen (auch und gerade außerhalb der Fachdisziplinen) ausgeübt hat.

Um es an einzelnen Disziplinen zu erläutern:

- Wenn Philosophie gar nichts anderes mehr leistet als Begriffs- und Problemklärung („Aufdeckung von metaphysischem Unsinn“) – so wichtig diese Leistung auch ist - , wenn sie den Eindruck vermittelt, alle wichtigen Probleme seien nur Scheinprobleme, die man nur aufzulösen, aber nicht zu lösen braucht;
- wenn Literaturwissenschaft nur entromantisiert, die Texte nur analysiert oder in andere Kontexte stellt, aber nicht ihre Originalität und Einmaligkeit herausstellt und die darin möglicherweise steckende Weisheit sucht;
- wenn die mit dem Menschen beschäftigten empirischen Wissenschaften (Humanbiologie, Psychologie, ...) mit fast masochistischer Freude zu zeigen versuchen, dass und wie sich der Mensch durch nichts von anderen Säugetierarten unterscheidet, wenn sie vor jedem Versuch, das „Menschliche“ zu konzipieren, zurückscheuen;

dann werden die Wissenschaften zwar getreulich ihre aufklärerische Funktion wahrnehmen, aber immer weniger bewegende Kraft in der Gesellschaft sein.

Noch einmal: Analyse, Logik, Streben nach klarer Sicht, intellektuelles Differenzierungsvermögen, sorgfältige Arbeit im Detail etc. sind unabdingbar und wertvoll – wir möchten auf keinen Fall hinter diese Standards zurück. Aber sind diese Haltungen notwendig gekoppelt mit einem Verlust der Begeisterungsfähigkeit, des Vermögens zu staunen und Staunen zu erwecken, des faszinierenden Entwurfs, des Prophetischen, mit einem Verzicht auf Weisheit?

So sehr wir die Attitüde des falschen Propheten, des Guru, die vorgetäuschte Sicherheit des „Weisen“ (selbsternannt oder durch Medien dazu gemacht), die pathetischen Heilsversprechen zurückweisen, so wenig können wir andererseits, so meine ich, zulassen, dass die Wirkung der wissenschaftlichen Arbeit sich darin erschöpft, den Menschen bloße Analysen zu bieten, Einzelerkenntnisse zu vermitteln, sie vom Versuch einer Gesamtschau abzuhalten, sie zu desillusionieren, und ihnen letztlich den Mut zum Weiterdenken, zum wissensinspirierten Handeln zu rauben.

Natürlich geht es hier um eine Gratwanderung. Die implizierte Forderung an die Wissenschaft ist nicht leicht zu erfüllen: Mit klarem Verstand zu reden und dennoch sich nicht der Suche nach Orientierung verschließen. Aber wenn die Wissenschaften ihre inspirative Funktion, ihre zentrale den Geist bewegende Funktion verlieren, dann werden sie in der Gesellschaft sehr schnell auf die Aufgabe der direkten Nutzenstiftungsfunktion reduziert werden. Ihr eigentlicher Kern, ihr innerstes Anliegen wird dann (in der Wahrnehmung der Gesellschaft) zum Epiphänomen, bestenfalls zum amüsanten Exotikum verkommen.